

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 94 (2000)
Heft: 4

Artikel: Moderne Depression oder Depression der Moderne (zweiter Teil und Schluss). 3., Freud - oder Die Analyse psychoneurotischer Ohnmacht ; 4., Kurzer Epilog in eigener Sache und dazu, wie ich den Auftrag des SPV an mich verstanden habe

Autor: Züfle, Manfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-144236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vertreten, in der Provinzstadt, bei den grossen Gelagen. Lastwagen karren Bauern zur Demonstration der Faschisten. Die zu schwach und zu feige waren, sich gegen die Reichen zu stellen. Die andere Arme mit ihrem Terror heimsuchten. Die den Krieg nach Fontamara trugen. Also überall hin.

Der richtige Titel: Was tun?

Als der grosse Unbekannte die Dörfler dazu bringt, eine Zeitung für Cafoni zu machen, gibt es Diskussionen um den Titel. «Wahrheit»? Wer kennt sie schon. «Das Recht». Es war immer gegen sie gewesen. «Was tun?» Das ist doch kein Name, der mit grossen Buchstaben über allem stehen kann! «Wenn ein Exemplar unserer Zeitung nach Rom gelangt, wird jeder, der sie sieht, darüber lachen.» Die erste Nachricht betrifft den Mord an Berardo. Was tun? Man hat uns das Wasser gestohlen! Was tun? Frauen wurden vergewaltigt. Was tun?

Don Circostanza ist ein abgefeimter Schurke. Was tun? Es scheint der richtige Titel. In jedem Artikel wird er vorkommen müssen.

«Fontamara», in Davos im Exil geschrieben und 1933 in Zürich erschienen, wurde zu einem Klassiker der internationalen sozialistischen Bewegung. Der aktuelle Anlass zur vielleicht erneuten Lektüre könnte der *1. Mai 2000* sein. Ein in jeder Hinsicht runder Geburtstag des Autors. Ignazio Silone würde an diesem Tag der Arbeit hundert!

Die in diesem Text erwähnten Bücher:

Robert Kurz, «Schwarzbuch Kapitalismus». Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main, 1999, 816 Seiten, Leinen, 62 Franken
Robert Kurz, «Die Welt als Wille und Design». Postmoderne, Lifestyle-Linke und die Ästhetisierung der Krise. Edition Tiamat, Berlin, 1999, 189 Seiten, 28 Franken
«Globalisierung und Widerstand». Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik, Heft 38. Widerspruch, Postfach, 8026 Zürich, 2000, 228 Seiten, 21 Franken
Ignazio Silone, «Fontamara». Unter anderem lieferbar als KiWi-Taschenbuch, Band 447. In der gleichen Reihe erscheint als Band 574 eine Biographie des Autors.

Manfred Züfle

Moderne Depression oder Depression der Moderne

(Zweiter Teil und Schluss)

3. Freud – oder Die Analyse psychoneurotischer Ohnmacht

Die Aufklärung der Moderne über sich selbst als Kränkung des Subjekts

Der editorische Apparat der Studienausgabe der Werke Sigmund Freuds weist an einer Stelle darauf hin, dass, wie allgemein bekannt, Freud seinen Terminus «*Es*» von *Grodeck* hat, aber zu wissen scheint, dass dieser zentrale Begriff seiner letzten metapsychologischen Schrift von *Nietzsche* stammt. Wie dem auch sei und trotz gegen-

teiliger Behauptungen von Freud, die sich wie andere Bemerkungen über Philosophen nur immer wieder von neuem von Philosophie überhaupt absetzen, gibt es, wie mir scheint, durchaus eine eigenartige Nähe der Psychoanalyse zum Denken (oder vielleicht noch mehr zum Schicksal) Nietzsches. Diese Nähe wäre allerdings eine ganz andere als die einer Abhängigkeit.

Was man, ohne sich spekulativ zu versteigen, zu formulieren wagen könnte, wäre allenfalls folgendes: Die *bürgerliche Aufklärung*, philosophisch wurzelnd in

Descartes' methodischem Zweifel und der von diesem zunächst einmal leer gefegten Welt – und dahinter schon der radikal weltlose Glaube Luthers mit dem immer lastenderen Trübsinn in der Seele –, diese Aufklärung oder, anders gesagt, die klassische Moderne wird an ihrem Ende und Verenden noch einmal selbst aufgeklärt, und zwar, wie mir scheint, am radikalsten von drei Denkansätzen, dem Marxschen, dem Nietzscheschen und dem Freudschen.

Marx holt das sich einsam wöhnende Subjekt in die Praxis seiner Gesellschaftlichkeit hinunter. *Nietzsche* zeigt, worauf Wille in einem späten Europa schliesslich stossen muss, auf das Nichts in allem Gewollten. Und *Freud*? Interessant ist, dass Freud wiederholt die Psychoanalyse als eine Kränkung sieht, eine Kränkung des Subjekts, als die letzte Kränkung, die ihm offenbar beigebracht werden musste. *Kopernikus* schon habe seine Welt, die Erde, unwiderruflich aus dem Zentrum des Weltalls gerückt. *Darwin* habe seine angenommene Einzigkeit und Einzigartigkeit in eine allgemeine Evolution des Lebens hinein relativiert und die *Psychoanalyse* habe sein Bewusstsein als die letzte Instanz der gesamten klassischen Aufklärung mit seinem in Traum, Fehlleistung und Neurose offensichtlich werdenden Unbewussten konfrontiert.

Wenn man Freud *so* liest, und eine andere als die gleichsam klinisch verzweckte Lektüre muss bei der Dimension des Freudschen Werks ja nicht nur möglich, sondern nötig sein, kann und muss man feststellen, dass das eigentliche, mindestens das eigentlich theoretische Problem der Freudschen Psychoanalyse schlicht und ergreifend das *Ich* ist. Und Freud hat natürlich in dem geschichtlichen Horizont, den ich hier zu skizzieren versuche, sehr recht mit seinem Problem. Wenn das Ich seit Descartes letztlich konzipiert war *als* das Bewusstsein, selbst wenn Kant ihm in der Kritik der Vernunft die engen Grenzen möglicher Erfahrung setzte und Nietzsche in seiner Radikalität als seinen Grund und Un-Grund das Leiden überhaupt und das geschichtliche Leiden am Willen entdek-

ken musste, dann ist Freuds Entdeckung des Unbewussten notwendigerweise der Anfang einer Dekonstruktion des Ichs (wie man das neudeutsch heute bezeichnen könnte).

Ein kleiner Hinweis: Für mich ist das Buch *Nietzsche et la philosophie* von Gilles Deleuze so ziemlich das einzige, das ich kenne, das solche Zusammenhänge durchleuchtet. Dabei ist interessant zu verfolgen, wie Freud im Verlauf der Zeit, und zwar sowohl in den klinischen Schriften, als auch in den metapsychologischen und in den kulturtheoretischen, auf der Suche ist, das Ich langsam wieder zu rekonstruieren – und zwar immer dezidierter in ein umfassenderes Strukturmodell hinein. Freud ist überzeugt und äussert das bis an sein Ende, dass er diese Rekonstruktion mit dem Buch *Das Ich und das Es* 1923 vollendet habe, auch wenn er die berühmte Graphik zu seinem Strukturmodell in der *Neuen Folge der Vorlesungen* noch einmal nicht ganz unsignifikant verändert.

Ich kann das in diesem Rahmen nicht im Detail ausführen, verweise auf den Essay von mir mit dem Titel *Das arme Ding und der Mann Moses*, der in meinem Buch *Der bretonische Turm* (Aufbau-Verlag Berlin) erschienen ist. Ich habe dort auch die Spuren des vorangegangenen Prozesses in dem eigenartigen Subtext von Freuds Metaphern in seiner grossen Arbeit verfolgt. Ich habe in meinem Essay zusammengefasst, was man gleichsam klinisch aus Freuds *Analyse des Ich* ablesen kann: Die Arbeit Freuds versucht mit dem ganzen sprachlichen und metaphorischen Aufgebot, in dem das Ich letztlich als ein «armes Ding» erscheint, «die Situation zu fassen, in der das Ich zerrieben wird von <dreierlei Gefahren>, unter deren Drohung es <leidet>: der <Aussenwelt>, zu der hin es über das Wahrnehmungssystem die <Oberfläche> der psychischen Persönlichkeit bildet, der <Libido des Es>, die als Triebenergie sofortige Erfüllung fordert, und der <Strenge des Über-Ichs>, jener Instanz, die früher Gewissen hiess, und von der die Freudsche Psychologie erkannt hat, dass sie <Erbe des Ödipuskomplexes> ist. Zusammenfassend

sagt Freud: «Das Ich ist die eigentliche Angststätte» und umreisst als Abschluss der ganzen Arbeit die neurotische Systematik der Ängste.» «Gefahren», «leidet», «Strenge des Über-Ich», «Oberfläche», «Angststätte» sind alles Freudsche Termini und weisen deutlich genug auf die Dramatik der notwendig gewordenen Rekonstruktion eines von allen Seiten bedrohten Ich hin.

Skepsis gegenüber Religion und Philosophie

Diese kurze Skizze muss hier genügen, denn wir wollen ja anderes wissen: Was sagt Freud zur Melancholie? Bevor wir diese Frage angehen, ist noch ein kleiner *Exkurs* nötig, wenn wir die ganze Dimension der zentralen Stelle, die wir lesen werden, sehen wollen. Freud hat sich, und zwar gleich mehrmals, scheinbar abschätzig über Kunstschöpfung, Religion und Philosophie geäußert, indem er sie in eine Nähe zu *Neurosen* zu bringen schien. Schaut man genau hin, verhält es sich allerdings ein wenig anders, genau genommen, gerade umgekehrt: Für Freud ist die Hysterie «das Zerrbild einer Kunstschöpfung», die Zwangsneurose «das Zerrbild einer Religion» und der paranoide Wahn «das Zerrbild eines philosophischen Systems».

Der *Religion* steht Freud unversöhnlich gegenüber, auch wenn er sich mit ihr am längsten und mit grösster Insistenz befasst hat bis zu seinem letzten grossen Werk, dem *Mann Moses*. Mit den Kunstprodukten verbindet ihn eine so nahe Wahlverwandtschaft, dass er, wenn auch zunächst anonym, eine der pertinentesten Beschreibungen eines grossen Kunstwerks, des Moses von Michelangelo, schreiben konnte, die je geschrieben wurde. Gegenüber der *Philosophie* hegt Freud eine fundamentale Skepsis, die eigenartiger Weise sich letztlich als fast dieselbe herausstellen könnte wie diejenige, die der frühe Marx schon in den Feuerbachthesen ausgesprochen hatte.

Lassen wir das, Freud hat seine Gründe für die Skepsis gegenüber der Philosophie, auch wenn er sie leider nie sehr explizit

auspricht. Ich würde mal die Vermutung auszusprechen wagen: Er traut ihr vielleicht noch weniger als der Religion zu, irgend etwas beizutragen zu den Kalamitäten der menschlichen Seele, die Freud von der Couch her begegneten, viel weniger sicher als den *Kunstwerken*, die auf sublimen Weise, für eine Zeit mindestens, vergessen lassen können, dass Destruktion unter und hinter aller Kultur droht, die Destruktion des *Todestriebs* als der zweiten «Triebform», die Freud auch genau zu dieser Zeit, im Jahre 1920 in der Schrift *Jenseits des Lustprinzips*, hatte entdecken müssen.

Zurückhaltende Deutung der Melancholie

Damit aber sind wir auch bei der *Melancholie* gelandet. Etwas ist auffällig, wenn man die verschiedensten Äusserungen Freuds zur Melancholie seit den ersten Anfängen bis zur *Neuen Folge der Vorlesungen* anschaut: eine sehr eigenartige Zurückhaltung Freuds, etwas gleichsam ebenso Endgültiges zur Melancholie zu sagen, wie er das zu anderen Leiden der Seele tut. Selbst die Schrift, wo das Wort im Titel erscheint, *Trauer und Melancholie* 1917, ist nachgerade durchwoben von Freudschen Beteuerungen des Nicht-Wissens, mindestens Noch-nicht-Wissens, das Material sei noch zu schmal, das er hauptsächlich von Abraham bezieht, lesen wir immer von neuem. Könnte es auch sein, dass der Rekurs zur *Einführung des Narzissmus* 1914 theoretisch, metapsychologisch nicht standhält? Ich überlasse das den Fachleuten. Ich weise nur auf die schöne Insistenz hin, mit der Freud den Unterschied von Trauer und Melancholie betont; niemand käme auf die Idee, bei Trauer nach einem Arzt zu rufen. Aber das alles brauche ich ja vor Psychotherapeuten nicht eigens zu betonen!

Wir nähern uns damit der Stelle an, wo Freud in den *neuen Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* einem Nicht-Fach-Publikum auseinandersetzt, was er nach *Das Ich und das Es* nun wissen kann. Allerdings hat Freud schon ein Jahr nach der Veröffentlichung seiner endgültigen

metapsychologischen Schrift, in der kurzen Arbeit *Neurose und Psychose 1924*, jetzt gestützt auf sein Strukturmodell Es–Ich–Über-Ich, folgendes angemerkt:

«Das Verhalten des Über-Ich wäre, was bisher nicht geschehen ist, bei allen Formen psychischer Erkrankung in Betracht zu ziehen. Wir können aber vorläufig postulieren, es muss auch Affektionen geben, denen ein Konflikt zwischen Ich und Über-Ich zugrunde liegt. Die Analyse gibt uns ein Recht anzunehmen, dass die Melancholie ein Muster dieser Gruppe ist, und dann würden wir für solche Störungen den Namen «narzisstische Psychoneurosen» in Anspruch nehmen. Es stimmt ja nicht übel zu unseren Eindrücken, wenn wir Motive finden, Zustände wie die Melancholie von den anderen Psychosen zu sondern. Dann merken wir aber, dass wir unsere einfache genetische Formel vervollständigen konnten, ohne sie fallen zu lassen. Die Übertragungsneurose entspricht dem Konflikt zwischen Ich und Es, die narzisstische Neurose dem zwischen Ich und Über-Ich, die Psychose dem zwischen Ich und Aussenwelt.»

Ich weiss, dass heutige Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker, auch aus der Schule Freuds, die Stirne runzelnd, zu bedeuten geben, hier habe es sich Freud vielleicht doch etwas zu einfach gemacht. Aber Freud wusste es irgendwie selbst schon. Mit der Ironie, die ihm eigen ist und die man vielleicht zu häufig überliest, fügt er der zitierten Aussage folgenden Satz an: «Wir wissen freilich zunächst nicht zu sagen, ob wir wirklich neue Einsichten gewonnen oder nur unseren Formelschatz bereichert haben ...»

Die Spannung zwischen Ich und Über-Ich

Also kommen wir endlich zu der Stelle in der *Neuen Folge*, die, soweit ich sehe, auch eine der letzten ist, in der sich Freud explizit über die Melancholie auslässt; implizite wäre in den Briefwechseln, vor allem in demjenigen mit Arnold Zweig und dann im *Mann Moses*, noch manches zu sichten.

Freud also sagt vor einem nicht-psychiatrischen Publikum folgendes. Zuerst erinnert er seine Zuhörer an den theoretischen Standpunkt, das theoretische Niveau, von dem aus jetzt das Phänomen anzuschauen ist: «... Kaum dass wir uns mit der Idee eines solchen Über-Ichs befreundet haben, das eine gewisse Selbständigkeit geniesst, seine eigenen Absichten verfolgt und in seinem Energiebesitz vom Ich unabhängig ist, drängt sich uns ein Krankheitsbild auf, das die Strenge, ja die Grausamkeit dieser Instanz und die Wandlung in ihrer Beziehung zum Ich auffällig verdeutlicht. Ich meine den Zustand der Melancholie, genauer des melancholischen Anfalls, von dem auch Sie genug gehört haben, auch wenn Sie nicht Psychiater sind. An diesem Leiden, von dessen Verursachung und Mechanismus wir viel zu wenig wissen, ist der auffälligste Zug die Art, wie das Über-Ich – sagen Sie nur im stillen: das Gewissen – das Ich behandelt.»

Zweierlei scheint mir wichtig zu sein in dieser Hinführung eines Laienpublikums. Die Zuhörer sollen das Konzept vom *Über-Ich* «im stillen» durchaus zusammenbringen mit der überkommenen Vorstellung vom *Gewissen*. Wir werden gleich sehen, dass Freud damit eine präzise aufklärerische Absicht verbindet. Zweitens fällt auf, dass Freud auch noch zu diesem Zeitpunkt betont: Zwar sei das Phänomen der Melancholie durchaus so auffällig, dass auch der Laie unausweichlich schon davon gehört habe, aber andererseits betont er, dass selbst Fachleute wie er offenbar «noch viel zu wenig wissen» über «Verursachung und Mechanismus» der Krankheit. Ich weiss nicht, ob und was heutige Fachleute allenfalls für Veranlassungen haben könnten, zu einem ähnlichen Eingeständnis. Freud allerdings beschreibt im folgenden den «melancholischen Anfall» sehr eindrücklich:

«Während der Melancholiker in gesunden Zeiten mehr oder weniger streng gegen sich sein kann, wie ein anderer, wird im melancholischen Anfall das Über-Ich überstreng, beschimpft, erniedrigt, misshandelt das arme Ich, lässt es die schwersten Stra-

fen erwarten, macht ihm Vorwürfe wegen längst vergangener Handlungen, die zu ihrer Zeit leicht genommen wurden, als hätte es das ganze Intervall über Anklagen gesammelt und nur seine gegenwärtige Erstarkung abgewartet, um mit ihnen hervorzutreten und auf Grund dieser Anklage zu verurteilen.»

Diese Sätze könnten in einem *Roman Franz Kafkas* stehen, im «Prozess» oder im «Schloss», denn die Instanz, die da zuschlägt, schlägt für das «arme Ich» zu aus einem Hinterhalt, aus Vergangenheiten vor allem, von denen das Ich gar keine Kenntnis hatte, aber nun faktisch damit konfrontiert ist. Aber Freud schreibt ja keine Romane (obwohl er es könnte und seinen *Mann Moses Arnold Zweig* gegenüber einmal einen «historischen Roman» nennt), er dringt vor zum unfassbaren Gericht und in die verborgenen Amtsstuben im düsteren Schloss und ihre undurchschaubaren Machenschaften, um in der kafkaesken Welt zu bleiben:

«Das Über-Ich legt den strengsten moralischen Massstab an das ihm hilflos preisgegebene Ich an, es vertritt ja überhaupt den Anspruch der Moralität, und wir erfassen mit einem Blick, dass unser moralisches Schuldgefühl der Ausdruck der Spannung zwischen Ich und Über-Ich ist. Es ist eine sehr merkwürdige Erfahrung, die Moralität, die uns angeblich von Gott verliehen und so tief eingepflanzt wurde, (bei solchen Patienten) als periodisches Phänomen zu sehen. Denn nach einer gewissen Anzahl von Monaten ist der ganze moralische Spuk vorüber, die Kritik des Über-Ichs schweigt, das Ich ist rehabilitiert und genießt wieder alle Menschenrechte bis zum nächsten Anfall. Ja bei manchen Formen der Erkrankung findet in der Zwischenzeit etwas Gegenteiliges statt; das Ich befindet sich in einem seligen Rauschzustand, es triumphiert, als hätte das Über-Ich alle Kraft verloren oder wäre mit dem Ich zusammengeflossen, und dieses freigewordene, maniache Ich gestattet sich wirklich hemmungslos die Befriedigung all seiner Gelüste. Vorgänge, reich an ungelösten Rätseln!»

Der grundlegende Schematismus, der

zwischen Über-Ich und Ich im psychischen Apparat spielt, ist Freud spätestens seit 1923, sei dem *Ich und das Es*, grundsätzlich klar, auch und vor allem, was für ödipale Vergangenheiten im Über-Ich und dem Ich weitgehend unbewusst abgelagert sind und es wie die Triebenergien aus dem Es und die Anforderungen der Aussenwelt bedrohen können. Rätselhaft ist und bleibt die Periodizität der Attacken des Über-Ich und das Umschlagen ins Gegenteil in der Manie. Anders gesagt: Klar sind für Freud die Strukturbahnen, auf denen die Attacke im melancholischen Anfall erfolgt. Rätsel aber bleibt, *warum, wann* und *woher* die Attacke erfolgt und *warum, wann* und *wie* sie wieder aufhört und aufhören kann!!!

Zur Entstehung des Gewissens

In *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921) macht sich Freud zwar (noch vor den ausgeführten Differenzierungen des Strukturmodells) sehr verschiedene Gedanken, wie überhaupt geschichtlich die Stimmungswechsel in der Menschheit spielen könnten, und kommt in Bezug auf die dort unterschiedenen zwei Arten der Melancholie auf eine vielleicht doch etwas noch zu optimistische Annahme einer grundsätzlichen Erkennbarkeit:

«Ich sehe indes keine Schwierigkeit, das Moment der periodischen Auflehnung des Ichs gegen das Ichideal für beide Arten der Melancholien, die psychogenen wie die spontanen, in Betracht kommen zu lassen. Bei den spontanen kann man annehmen, dass das Ichideal zur Entfaltung einer besonderen Strenge neigt, die dann automatisch seine zeitweilige Aufhebung zur Folge hat. Bei den psychogenen würde das Ich zur Auflehnung gereizt durch die Misshandlung von seiten seines Ichideals, die es im Fall der Identifizierung mit einem verworfenen Objekt erfährt.»

Die hier sich auftuende Thematik würde sehr weit führen, müsste sich vor allem in *Das Unbehagen in der Kultur* (1930) vertiefen, wo weltgeschichtliche Pendelschläge mit in Betracht gezogen werden im Angesicht der immer düsterer heraufziehenden

den möglichen Bedrohung durch den Faschismus. Das können und wollen wir in unserem Zusammenhang hier nicht, vor allem weil Freud im Text selbst, aus dem ich zitiere, die Thematik noch einmal auf ganz andere Weise erweitert:

«Sie werden gewiss», richtet sich Freud weiter an sein Laienpublikum, «mehr als eine blosser Illustration erwarten, wenn ich Ihnen ankündige, dass wir über die Bildung des Über-Ichs, also über die Entstehung des Gewissens, mancherlei gelernt haben. In Anlehnung an einen bekannten Ausspruch Kants, der das Gewissen in uns mit dem gestirnten Himmel zusammenbringt, könnte ein Frommer wohl versucht sein, diese beiden als die Meisterstücke der Schöpfung zu verehren. Die Gestirne sind gewiss grossartig, aber was das Gewissen betrifft, so hat Gott hierin ungleichmässige und nachlässige Arbeit geleistet, denn eine grosse Überzahl von Menschen hat davon nur ein bescheidenes Mass oder kaum so viel, als noch der Rede wert ist, mitbekommen. Wir verkennen das Stück psychologischer Wahrheit keineswegs, das in der Behauptung, das Gewissen sei göttlicher Herkunft enthalten ist, aber der Satz bedarf der Deutung. Wenn das Gewissen auch etwas <in uns> ist, so ist es doch nicht von Anfang an. Es ist so recht ein Gegensatz zum Sexualleben, das wirklich vom Anfang des Lebens da ist und nicht erst später hinzukommt...»

Steht damit Freud nicht vor derselben Gewordenheit des Gewissens und damit vor derselben «*Genealogie der Moral*», die Nietzsche entsetzt hat? Sicher, aber anders! Anders nicht nur im Ton, der nahezu plaudernd daherzukommen scheint, dem alten Kant zwar die erhabene Kausalität im Weltall durchgehen lässt, aber dann das zweite «Faktum» der Kantischen Vernunftskritik, die dem Gemüt a priori innewohnende Freiheit zur Pflicht, doch ordentlich relativiert und dem lieben Gott, falls es ihn denn gäbe, keine guten Noten geben kann. Die Leichtigkeit macht alles Vorgehende in der grossartig luziden Passage schwer. Das Ich, so viel es wollen will, wie man Nietzsche persiflierend formulieren könnte, ist

zwar psychoanalytisch-strukturell erkannt und erkennbar, *aber bleibt* in seiner rätselhaft bleibenden Ohnmacht, gerade und besonders in dem, was Freud den «melancholischen Anfall» nennt.

Nun wird Freud ja auch nicht wie Nietzsche vom *Wahnsinn* erreicht, sondern von einem *Krebs*, der vom Rauchen (oder auch nicht) herrühren konnte. Oder weniger salopp und leicht gesprochen: Freud muss und kann das «arme Ich», sein eigenes vor allem, nicht in jenes Leiden am Willen zur Macht stossen, weil er als der Arzt, der er auch ist und bleibt, je schon um dessen Ohnmacht weiss und allerdings auch um das Andere, das an ihm wirklich ursprünglich inhärent und ungeworden ist, seine Sexualität und seine spätere neurotische Ohnmacht auch darin.

Allerdings kommt, wie man aus allen Stellen, in denen sich Freud zur «Melancholie» äussert, ablesen kann, bei der Melancholie für ihn noch etwas dazu, das Unerkklärliche ihres Auftritts sowohl als auch ihres Verschwindens oder Umschlagens in ihr Gegenteil. Ich meine allerdings aus dem Gesamtkontext des Freudschen Werkes, vor allem aus den kulturtheoretischen Schriften, aber auch den letzten metapsychologischen, *Jenseits des Lustprinzips* mit der Entwicklung des Todestriebes und *Das Ich und das Es*, eine Vermutung haben zu dürfen: Freud *wusste* gerade im Nicht- oder mindestens Noch-nicht-Gewussten über die Melancholie um ein letztlich Verhängnisvolles in ihr, das mit dem Aussen der Welt mindestens so viel zu tun hat wie mit dem Innen der Seele.

Vielleicht ist es ja gar nicht zufällig dass zwei bedeutende Stellen, wo die Melancholie erscheint, in *Jenseits vom Lustprinzip* anzutreffen sind, und zwar ausgerechnet beide im Zusammenhang mit den «*Kriegsneurosen*». Mit dem Zitat einer der beiden Stellen möchte ich meine Vermutungen zu Sigmund Freud abschliessen: «Der schreckliche, eben jetzt abgelaufene Krieg, hat eine grosse Zahl solcher Erkrankungen entstehen lassen und wenigstens der Versuchung ein Ende gesetzt, sie auf organische Schädigung des Nervensystems

durch Einwirkung mechanischer Gewalt zurückzuführen. Das Zustandsbild der traumatischen Neurose nähert sich der Hysterie durch einen Reichtum an ähnlichen motorischen Symptomen, übertrifft diese aber in der Regel durch die stark ausgebildeten Anzeichen subjektiven Leidens, etwa wie bei der Hypochondrie oder Melancholie, und durch die Beweise einer weit umfassenderen allgemeinen Schwächung und Zerrüttung der seelischen Leistungen.»

4. Kurzer Epilog in eigener Sache und dazu, wie ich den Auftrag des SPV an mich verstanden habe.

Sie haben mich *als Schriftsteller* mit Kenntnissen in der Geschichte der Gedanken, offenen und verdeckten Vorstellungen und ihrer sehr unterschiedlichen Sprachwerdung angestellt. Ich selbst habe zwar die einschlägige und für mich wichtigste Erfahrung gemacht mit einem der Versuche, Kenntnisse der Seele auch anzuwenden in einer Praxis, einer therapeutischen zum Beispiel – Erfahrungen mit der *Psychoanalyse*. Ich habe mich aber nach meiner grundlegenden Erfahrung mit ihr unter anderem in einer eigenen langen Psychoanalyse weniger mit der Anwendung als mit ihrem geschichtlichen Ort befasst.

Wenn ich meinen Auftrag richtig verstanden habe, hat Ihr Verband gewünscht, dass ich eine Art Horizont zu skizzieren versuche, von dem her die «moderne Depression» sich allenfalls geschichtlich orten liesse. Für mich ist klar, dass der so geforderte Horizont selbst nur geschichtlich sein kann und dass Phänomene, die uns hier und heute spezifisch beunruhigen – *und* leiden machen, weder vom Himmel fallen noch aus irgendwelchen Tiefen sinnlos auftauchen, dass die «moderne Depression» vielmehr von einer Jahrhunderte langen «Depression der Moderne» geprägt ist.

Gerade wenn man besonders radikale Positionen in dieser Geschichte nur ein wenig ausleuchtet, zeigt sich sehr schnell eine Schwere, die all die schnellen Entwürfe der Neuzeit in den Abgrund hinunter zu ziehen versucht, der von alters her *Melan-*

cholie hiess und heute *Depression*. Ob die Tatsache, dass das Insgeheim heute zum Massenhaften zu tendieren scheint, das immer dringlicher Massnahmen zur Abhilfe erfordert, selbst auf einen Bruch oder gar auf das Ende einer Geschichtszeit weist, weiss ich nicht. Ich weiss auch nicht, ob es für praktizierende Therapeutinnen und Therapeuten seelischen Leids wichtig oder sogar nötig wäre, solche Horizonte zu haben. Als der unverbesserliche Intellektuelle, der ich nun mal bin, vermute ich allerdings: sehr wohl!, vor allem, wenn ich bedenke, dass diese ganze Innen-Geschichte der Moderne ja immer auch mit ihren meist blutigen äusseren Verläufen parallel lief.

Sigmund Freuds ganzes kulturtheoretisches Engagement ebenso sehr wie sein historischer pessimistischer Realismus angesichts der im *Faschismus* heraufziehenden Unmenschlichkeit wurzelt in einem Schock, den er selbst in einer «zeitgemässen» Betrachtung «über Krieg und Tod» im Jahre 1915 ausgesprochen hat, ein Jahr nach Ausbruch jener Katastrophe, die sein Intimfeind Karl Kraus als *Die letzten Tage der Menschheit* dargestellt hat. Freuds zentrale Einsicht lautet: «Aber die grossen Völker selbst, konnte man meinen, hätten so viel Verständnis für ihre Gemeinsamkeiten und so viel Toleranz für ihre Verschiedenheiten erworben, dass <fremd> und <feindlich> nicht mehr wie noch im klassischen Altertum für sie zu einem Begriffe verschmelzen durften.» «Konnte man meinen», sagt Freud 1915.

Vielleicht sagen heute gerade *Depressive* mit ihrem Leid, wer insgeheim fremd und feindlich gemacht wird in einer Welt, wo sonst «any thing goes». Dieser Tage konnte man in einem tief ironischen und tief melancholischen Text einer anderen Österreicherin scheinbar heraushören: «da koammer nix moachen». Aber sie sagt es, die *Elfriede Jelinek!* Ich möchte Ihnen mindestens einen ebenso wunderbar präzisen wie schlaksigen Satz zum Schluss meines Referats nicht vorenthalten: «Es ist überall so hell, und alle haben Spass, mit sich und mit anderen, meist mit anderen, denn mit sich möchten sie nicht so gern allein sein.»